

---

**Persistenter Identifier:** 1580125921904\_1884

**Titel:** Professor Dr. G. Jägers Monatsblatt : Zeitschrift für Gesundheitspflege u. Lebenslehre

**Autor:** Jaeger, Gustav

**Ort:** Stuttgart

**Datierung:** 1884

**Signatur:** XIX/218.4-2,1884

**Strukturtyp:** volume

**Lizenz:** <https://creativecommons.org/publicdomain/mark/1.0/deed.de>

**PURL:** [https://digibus.ub.uni-stuttgart.de/viewer/image/1580125921904\\_1884/1/](https://digibus.ub.uni-stuttgart.de/viewer/image/1580125921904_1884/1/)

**Abschnitt:** Kleinere Mittheilungen

**Strukturtyp:** article

**Lizenz:** <https://creativecommons.org/publicdomain/mark/1.0/deed.de>

**PURL:** [https://digibus.ub.uni-stuttgart.de/viewer/image/1580125921904\\_1884/98/LOG\\_0036/](https://digibus.ub.uni-stuttgart.de/viewer/image/1580125921904_1884/98/LOG_0036/)

Thiere können ebensogut geschoren werden, wie Schafe oder Pudel bei uns. Faktisch hat bisher die Kameelwolle nur geringen Werth gehabt; die geringen groben Sorten werden daher im Orient zu allen möglichen geringen Arbeiten verwendet, wie zu Stoffen für Bodenteppiche, Zelte, Decken, Satteltaschen, zu Schnüren, Stricken u. dergl., die besseren zu Kleidungsstoffen und manches mag als Schafwolle in den Handel gebracht worden sein.“

„Wenn sich nun aber Begehr einstellt nach reiner Kameelwolle, so werden zweifellos die Kameelbesitzer froh sein und sehr geneigt, die Nachfrage zu befriedigen und lieber diese Wolle verkaufen, als sie zu Arbeiten zu verwenden, zu denen sie sich schlecht eignet. Ueberdies kann auch Amerika in den Rang treten. Bekanntlich gibt es dort in den Cordilleregebirgen eine Art Kameel, die Lamas, Alpaccas, Guanacos und das Bigognathier, alles Abarten zwischen Kameel und Schaf, daher auch Schafkameele genannt, die für ihre Wolle eine große Bedeutung haben. Für echte Kameelwolle wird es also dermalen noch keine Noth haben.“

„Ueber die plumpe Tirade, der Wollene riskirt nun nicht nur ein Schaf, sondern gar noch ein Kameel zu werden, darf man wohl hinweggehen; mancher Leser mag so was vielleicht ergötzlich finden, ob aber auch geistreich und witzig? — Das ist Geschmacksache und darüber läßt sich bekanntlich nicht streiten.  
R. W.“

### Kleinere Mittheilungen.

**Kleidergift.** Ein von Herrn Hugo A. in D. eingesendeter Ausschnitt aus der „Dresdener Zeitung“ lautet:

Vorsicht bei der Benutzung farbiger Kleidungsstücke! Eine Dame in VolkmarSDorf brachte sich vor einigen Wochen beim Anstreichen eines Zündholzes eine winzige Brandwunde am Finger bei. Einige Stunden später zog sie schwarze baumwollene Handschuhe an, die sie mehrere Stunden auf der Hand hielt. Durch den Schweiß mag sich die Farbe gelöst haben und etwas in die Wunde gedrunken sein. Die Hand schwell an und Hand und Arm befanden sich längere Zeit in ernstlicher Gefahr des Brandigwerdens, wobei natürlich bedeutende Schmerzen zu tragen waren. Es gelang zwar endlich die Blutvergiftung zu besiegen, aber — man sieht wie gefährlich die Sache werden konnte.

**Die Tscherkessen.** Im verfloffenen Semester befand sich unter meinen Zuhörern in Hohenheim ein Tscherkesse aus Tiflis. Derselbe berichtete mir, daß die Gebirgs-Tscherkessen keine andere Bekleidungsstoffe kennen als Wolle von Schaf und Kameel, diese theils ungefärbt, theils nur mit Indigo gefärbt tragen. Er zeigte mir eine dort gemachte Weste aus ungefärbtem Kameelhaar und einen indigoblauen gestrickten ungefüllten Rock dortiger einheimischer Fabrikation. Dieselben entsprachen bis in's Einzelne den strengsten Anforderungen meines Woll- und Farbstoff-Regimes. Da die Tscherkessen notorisch der gesündeste, kräftigste und schönste Menschenschlag sind, und stets als edelster Typus der Kaukasischen Rasse angeführt werden, so haben wir jetzt ein Zeugniß für die Kraft des Wollregimes, wie es glänzender nicht gedacht werden könnte. Der Einwurf, daß das die Wirkung der Gebirgsluft sei, kann nicht erhoben werden, denn an dem fehlt's z. B. unsern Alpenbewohnern auch nicht.

**Dichter und Seele.** Hierüber erhalte ich folgende weitere Mittheilungen: „Aus dem „Faust“ erinnere ich außer der von Ihnen zitierten

noch an folgende Stellen: „Die Frau hat gar einen feinen Geruch, schniffelt immer im Gebetbuch, und riecht einem jeden Möbel an, ob das Ding heilig ist oder profan“; „und Brust an Brust und Seele in Seele drängen“; „in Ihrem Dunstkreis satt euch weiden“; „mich überläuft“ beim Fassen ihrer Hände. Aus „Christel“: „Und wenn sie liebend nach mir blickt und alles rund vergißt und dann an meine Brust gedrückt und weiblich eins geküßt, dann läuft mirs durch das Rückenmark, bis in die große Zeh; ich bin so schwach, ich bin so stark, mir ist so wohl, so weh“. (Ein Seitenstück zu dem letzteren aus eigener Erfahrung: In meiner „Stromtid“ erhielt ich bei Gelegenheit eines Pfänderspiels von einem Mädchen, mit dem ich sympathisirte, einen Kuß, der die gleiche Wirkung auf mich übte; ich erinnere mich noch sehr gut, wie es mich dabei überließ bis in die große Zeh, ja noch mehr, ich war momentan betäubt, bewusstlos, der Nachklang „war so wohl so weh“. Der Kuß war allerdings ein herzhafter). — Aus „Atala“ von Chateaubriand von vielen interessanten Stellen nur diese: „Si je me penche sur toi, je frémis; si ma main tombe sur ta tienne, il me semble que je vais mouvir. L'autre jour le vent jeta tes cheveux sur mon visage, tandis que tu te délas sais sur mon sein; je crus sentir le léger toucher des esprits invisibles.“ — Aus „Ein . . . . . von Georg Ebers: „Da grinst der Wilderer und entgegnete: Schnee wirds geben, ich riech es“, „umfangen von Duft der getrockneten Gräser, entschlief er und träumte“; „bis hieher verfolgt michs, der Farbensduft schlägt heute nicht an“; „bestrickender Wohlgeruch“; „dem Kreuzschnabel wohnt die Kraft bei, das Fieber der Kranken, welche es hegten, zu lindern“. (Ists Dichtung oder Wahrheit?) —

Ob letzteres wahr ist, kann ich nicht sagen, allein warum sollen die spezifischen Düfte der Thiere nicht ebensogut Arzneiwirkung haben können, wie das von den spezifischen Stoffen der Pflanzen längst bekannt ist.

(Jäger.)

**Ein Kunststück à la Cumberland.** Die „Wr. Med. Wochenschrift“ erzählt das folgende überraschend schöne Kunststück von der reizenden Sommambule Filomena Gavazzi. Sie wird in magnetischen Schlaf versetzt. Ihr Magnetiseur Meriggioli sammelt unter den Anwesenden die verschiedensten Gegenstände, Uhren, Ringe, Messer, Münzen, Schlüssel zc., und legt diese auf eine Tasse. Während der ganzen Zeit sitzt die Dame mit festgeschlossenen Augen. Ein magnetischer Strich und sie erhebt sich, nimmt den ersten besten Gegenstand von der Tasse und nähert sich — stets mit geschlossenen Augen — dem ersten der sitzenden Herren. Sie ergreift dessen Hand, riecht dazu, und dann wieder zu dem Gegenstande. Dies geschieht wiederholt. So geht sie die Reihe der sitzenden Damen und Herren auf und ab, riecht zu jeder Hand, forscht, vergleicht, überlegt und reicht schließlich Jedem seinen Gegenstand. (Eingefandter Zeitungsausschnitt.)

**Eine Revolution im Bereich der Herrenkleidung,** die wohl im engsten Zusammenhang mit der neulich erwähnten Beinkleiderfrage stehen dürfte, macht in Paris, London und St. Petersburg von sich reden. Es handelt sich dabei um den Frack. Die „goldene Jugend“ der großen Hauptstädte findet die schwarzen Tuchfracks für festliche Gelegenheiten zu prosaisch und gewöhnlich, weshalb sie anstatt deren rothe, blaue, oder sonst beliebigfarbige Atlasfracks in Aufnahme zu bringen sucht. In St. Peters-



burg fand diese Umsturzidee der pariser „gommeux“ bisher nur schüchterne Nachahmung, aber jetzt haben mehrere der tonangebenden Stutzer sich bei dem elegantesten Schneider der Newaresidenz rothe Atlasfracks bestellt, um dieselben bei der Hochzeit eines ihrer Freunde zu tragen und so Propaganda für die Modeneuheit zu machen.

**Wollgürtel.** Ueber diesen erhalte ich von Civil-Ingenieur M. in Berlin folgenden Bericht: „Meinem am 17. d. M. gegebenen kurzen Bericht über die Wirkung der Wollkleidung bei mir darf ich wohl noch hinzufügen, daß zum Schwinden meines Bauchumfangs zum guten Theil wohl der Wollgürtel mit beigetragen hat, der auch sonst für mich eine große Wohlthat war, in so fern er mir das Stehen bei der Arbeit ermöglicht hat. Längst wußte ich, daß ich nicht immer beim Schreiben und Zeichnen sitzen sollte, und doch gaben meine sonst kräftig entwickelten Beine, die weite Märsche ausdauernd vertrugen, das Stehen bei der Arbeit nicht zu; in bequemer Haltung vermochte ich kaum zu stehen, ohne mich irgendwo anzulehnen. Sobald ich Ihren Gürtel angelegt hatte, wurde mir das Stehen leicht, und wenn anfangs nach einiger Zeit die Beine doch schlaff wurden, so brauchte ich nur den Gürtel fester zu schnallen, und das Stehen machte keine Beschwerde mehr. Jetzt sitze ich bei der Arbeit den ganzen Tag keinen Augenblick mehr, und hoffe nun auch, daß ich die in den letzten Jahren entstandenen Krampfadern wieder fortbekommen werde“.

**Wollschuh.** Ueber diesen erhalte ich von Herrn Civil-Ingenieur M. in Berlin folgende Mittheilung: „Auch Ihre Stiefel mit ganz wollenem Oberzeug sind für mich sehr wohlthätig. Die Uebelstände, welche schweißige Füße mit sich bringen, waren mit dem Anlegen Ihrer Stiefel zur großen Ueberraschung plötzlich verschwunden. Ich trage natürlich Zehenstrümpfe darin. Im Gegensatz hiezu klagte mir ein Herr, der auf meine Veranlassung die Stiefel veruchte, daß bei ihm die Schweißbildung so heftig vermehrt wurde durch das Tragen der für ihn zu warmen (?) Stiefel, daß die Feuchtigkeit bis auf die Außenfläche der Stiefel durchschlug. Ich glaubte dies für eine Art von Wollkrisis erklären zu dürfen, konnte aber den Betreffenden nicht bewegen, die Stiefel längere Zeit zu tragen. Auch meine Frau, die jetzt wohl wegen der rationelleren Form ihrer Wollstiefel zu meinem großen Vergnügen so gut laufen kann wie ich, klagt bei warmem Wetter über zu große Erhitzung der Füße.“

Im ersteren Fall liegt der Grund wohl darin, daß der Betreffende sonst nicht in der Wolle ist, andernfalls würde sich der Schweiß bei ihm über den ganzen Körper gleichmäßig vertheilen und unsühlbar werden. Bei Ihrer Frau Gemahlin wird der Stoff der Schuhe zu dicht sein, oder ist er zu stark gefüttert.

(Jäger.)

**Der Fluch der nichtwollenen Familien.** Ein eingesandter Zeitungsausschnitt lautet folgendermaßen: — „Waschtag. Es ist unstreitig ein Unglückstag, eine dunkle Wolke im Leben der Hausfrau. Sie mag manches Mißgeschick ertragen und sich tapfer dabei gehalten haben . . . heute steht sie in Gefahr, ihr Köpfchen zu verlieren, und sie verliert es wirklich. Um den klarsten Himmel ehelichen Lebens legen sich die Schatten großer Berge schwarzer Wäsche, durch Thürrißen dringt der wilde Duft von Seife. Unbehaglichkeit lastet auf den Gemüthern, Zwist lauert in allen Ecken. Am Waschtag flieht der Frauen guter Genius und die beste, die geordnetste

Wirthschaft wird beunruhigt, oft direkt revolutionirt. — Der Hausherr geht früher aus dem Hause und kommt später zurück. Dann und wann liegt außer dem Duft von Milchreis oder Nudeln, des traditionellen Waschtagsessens, noch ein räthselhaftes Etwas in der Luft, das es ihm rathsam erscheinen läßt, einen opfermuthigen, treuen Freund mit nach Hause zu bringen, den die böse Welt sich gewöhnt hat, als „Blitzableiter der Waschtagslaune“ zu einer allbekannten Figur zu machen. Die Kinder kommen zu spät in die Schule, und ein räthselhaftes rosa Billet, das sich beim Suchen nach Taschentüchern in einer Fracktasche gefunden, raubt dem Hause den letzten Frieden. — Liegt es nicht wie Danaiden-Verhängniß über dem ewig wiederkehrenden Waschtage, den wir nie vollständig vergessen können und dessen Vor- und Nachwehen sich zu einem Ringe schließen, um den wir immer und immer, wie durch magische Gewalt, uns bewegen müssen? In großen Städten hat sich die Frau allmählich von ihm emanzipirt, und der Dampf rauchender Essen, das Getriebe chemischer Waschanstalten machen das Wesen eines echten, rechten Waschtages für Viele zu etwas Sagenhaftem. Dennoch wurde mit der Qual und Unbehaglichkeit, die ihm anhieng, auch ein Stück von Poesie zu Grabe getragen — und schwerlich werden die erlösenden Waschanstalten unserer Tage einen Dichter finden, wie ihn das Waschfrauenthum vergangener Zeiten fand. In kleinen Städten nur ist Chamisso's „alte Waschfrau“ noch nicht ausgestorben.“

Hierzu bemerke ich: Das kenne ich genau. Es erscheint auch in meinem Hause, sobald die noch nicht wollene Küchen- und Tischwäsche gewaschen wird, während bei der Wollwäsche der Friede im Hause ungestört bleibt. Der Friedensstörer ist der Wäscheduft der Leinen- und Baumwoll-Objekte. Ich habe deshalb angeordnet, daß letztere nicht mehr im Hause gewaschen werden dürfen. (Jäger.)

**Goldjuchertracht.** (Eingefendeter Zeitungsausschnitt aus Nr. 234 des Reichsboten):

„Wie die Sprache des Prospektors eine andere ist, als die Sprache der Bewohner der Ebene, so unterscheidet sich auch seine Tracht. Sie besteht aus einem blauen oder roten Wollenhemd, starken Lederhosen, die in groben Schuhen stecken, Taschen an der Seite für bowie knife und Revolver, einer Lederjacke oder einem Rock, der, vorn offen, die Brust nur vom Wollenhemd bedeckt zeigt, und einem weichen Kalabreseerhut. Eine Wollendecke, wie ein Poncho getragen, vervollständigt dies Kostüm. So bekleidet, mit Schaufel, Spaten und Sack zieht er ins Gebirge, allein oder in kleiner Gesellschaft, meist mit seinem treuen, ausdauernden Pony. So trifft man ihn grabend oder Gold waschend in den entlegensten Orten, wo vorher keines Fußes Abdruck je zu sehen war. Sein Leben ist mühselig und oft gefahrvoll.“

**Affektfestigkeit.** (Aus dem Brief eines pensionirten Offiziers.) Seit vorigem Jahre aus E. . . , von wo ich Ihnen, geehrter Herr, über die von mir gemachten Erfahrungen der Wirkungen des Wollregimes und des Instinktes meines Hundes pflichtgetreue Mittheilungen gemacht habe, ließ ich nichts wieder von mir hören. — Das Schicksal mit seiner vollen Macht stürmte inzwischen in gewaltigen Schlägen unbarmherzig auf mich ein. Ich verlor in schneller Krankheit meinen einzigen Bruder in der Kraft seiner Jahre. Meine pekuniären Verhältnisse erlitten durch diesen Tod, wie auch durch das Aufgeben meiner Civilstellung, argen Schiffbruch, da ich mit meiner Frau von der nach Abzügen mir verbleibenden monatlichen Pension



von 150 Mark — der Lohn einer 25jährigen Dienstzeit — standesgemäß nicht zu leben im Stande war. — Deprimirende Eingriffe des Gerichts in meinen an und für sich geringen Mobilienbesitz — alias Pfändungen — hatten Körper und Geist, bei meiner sonst so empfindlichen und peinlichen Beanlagung des Temperaments, unvermeidlich um so mehr zerstören müssen, als zu diesen Unerträglichkeiten als nothwendige Folge der gestörte Hausfrieden sich einstellte, genügende Momente, um das Leben für unerträglich zu erklären. — Und wiederum war es, außer der Vorsehung, die Wohlbeleidigung, die hieb- und stichfest mich allen diesen Uebeln trohzen ließ, mich gesund und aufrecht erhielt und mir auch heute die feste Zuversicht gibt, daß mit eigener Kraft, mit eigenem Willen auf diese schlechten auch bessere Tage wieder folgen werden. Ich arbeite mit Rührigkeit und Ausdauer hier bei der K. Regierung, wenn auch bei bescheidener Einnahme, so doch mit der Aussicht auf bessere Verhältnisse.

**Frak.** Die Zeitungsberichte über ein Schlushturnen der Eleven der Berliner Centraltturnanstalt vor Kaiser und Kronprinz enthalten folgenden Passus, der uns Wellene interessirt:

Unter der glänzenden militärischen Gesellschaft befanden sich auch einige Geladene im Frak, denen gegenüber, wie eine Korrespondenz meldet, der Kronprinz abermals aussprach, es sei wünschenswerth, daß dieses Kleidungsstück einmal von der Bildfläche verschwinden möge.

**Schwarze Kleidung.** (Eingefendet.) Daß auch andere verständige Leute, wiewgleich sie den eigentlichen Grund der Verderblichkeit der schwarzen Kleidung nicht kennen, gegen das Ueberwuchern derselben zu Felde ziehen, beweist folgender Ausspruch des Amerikaners Dr. Frank Hamilton: „Wir haben als Nationaltracht feines Tuch, — einen dünnen, festansitzenden schwarzen Tuchanzug. Fremde halten uns für beständig in Trauer; wir reisen in Schwarz, schreiben in Schwarz und arbeiten in Schwarz. Der Prediaer, der Advokat, der Arzt, der Literat, der Mechaniker und sogar der Stadtarbeiter wählt immer dieselbe einförmige, schwarze Tuchkleidung, eine Tracht und ein Material, welches nicht außer der Kanzel angenommen werden sollte, weil es ein schwaches und theures Material ist; es schützt im Norden nicht genug gegen die Kälte, noch ist es im Süden besser angebracht. Es ist zu dünn, um im Winter warm, und zu schwarz, um im Sommer kühl zu sein; aber namentlich haben wir dagegen einzumenden, daß der Träger sich immer fürchtet, es zu beschmutzen. Junge Männer wollen nicht Ball spielen, oder Werfen, oder Ringen, oder Robold schießen, oder irgend etwas ähnliches thun, damit ihr feines Tuch nicht verdorben wird. Sie wollen nicht in den Sturm gehen, weil, wenn Regen auf das Zeug kommt, es seinen Glanz verliert; sie wollen nicht laufen, weil sie keine Zuversicht in die Stärke des Tuches haben; sie wagen nicht ein Pferd zu besteigen, oder über einen Zaun zu springen, weil, wie Federmann weiß, dieses schwarze Tuch so treulos ist. So lernen diese jungen Männer, ältere Kaufleute und Mechaniker, gehen, sprechen und langsam denken, sie wagen es selten, aus voller Brust zu lachen.“

**Rasseduft.** Aus einem Bericht des Afrikareisenden Dr. Fischer in der Berliner Geograph. Gesellschaft (Post 5. Februar 1884):

„Das Verhältniß der Leute mit den Küstenbewohnern ist kein freundliches; jeder Fremdling ist dem Massai von vornherein verhaßt und diese Abneigung geht

so weit, daß ihm schon die Ausdünstung eines Fremden derartig zuwider ist, daß er sich, sobald ein Fremder sich naht, wohlriechende Kräuter vor die Nase hält.“

**Die Reglin'schen Waschmittel.** Die fortgesetzt günstigen Erfahrungen, die nun nicht mehr nur ich und die Meinigen, sondern auch viele meiner Correspondenten mit diesen Mitteln machen sowohl zur Beseitigung örtlicher Schmerzen als allgemeiner Indisposition, namentlich aber auch zur Abfürzung und Milderung der Wollkrisen, und Herbeiführung solcher, wenn sie zu lange ausbleiben, veranlassen mich, den Lesern, welche bis jetzt noch keinen Gebrauch davon gemacht haben, diese einfachen Hausmittel dringend zu empfehlen. Ich thue das gerade jetzt, weil die herannahende warme Jahreszeit mich veranlaßt, auf die wohlthuende Wirkung des Badesöls nach Schwimm- und Reinigungsbädern hinzuweisen. Jäger.

**Terpentin, Epilepsie, Krankheitsgestank.** Nils. L. in Lund schreibt: „Mein Bruder hat in der letzten Zeit täglich 1—4 epileptische Anfälle. Diese Anfälle sind lange nicht so schwer wie früher, aber eine absolut neue Erscheinung ist die so langwierige Geistesabsenz nach einem noch so kurzen Anfall, und während dieser absentia des Geistes führt er mechanisch Handlungen aus — z. B. er kleidet sich aus u. und dann ist es nothwendig, daß er zu Hause bleibe, denn sonst könnte man ihn während dieses Zustands für wahnsinnig halten. Anfälle von Weinen hatte mein Bruder drei. Wechsel zwischen Weinen und Frohsein. — Uebrigens ist mein Bruder sehr still — sein Uebermuth ist weg. — Ein Grund, warum ich so lange nicht schrieb, ist der, daß ich selbst eine schwere Krisis gehabt, mehrere Tage glaubte ich, daß es das Wechselfieber sei, aber jetzt sehe ich ein, daß es eine Hämorrhoidalkrisis mit Pulswechsel von 60 und 120 Schlägen und Rothgestank aus dem Munde ist, wie ich beim Senden des Journals Nr. 13 näher referiren will.“ —

„Lund, den 25. März.

So, wie vorstehend, schrieb ich am 17. März. Denselben Tag bekam ich einen furchtbaren Fieber- und Schweißanfall mit Rothgestank aus dem Mund. Gegen diesen Gestank nahm ich — da die Platinlampe nicht zureichend war — einen Löffel Terpentinöl in Milch, ich bekam einen Terpentindrausch (nie früher brachte ich Terpentin zum Einnehmen), der Gestank war weg für diesen Tag, folgenden Tag und alle Tage war ich wieder ziemlich gesund — ich nehme täglich 5 Tropfen Terpentin auf Zucker, und mit diesem Mittel kann ich mich bei meiner Hämorrhoidalkrisis (Umploirung des Blutes ohne Blutung) vollständig desodorisiren. Da auch mein Bruder gräßlich stank und Terpentin desodorisirend wirkt, nimmt er seit 8 Tagen zweimal täglich 5 Tropfen Terpentinöl, seither ist er absolut frei von der Krankheit und stinkt nicht, gar nicht (meine Nase ist gut).“

Eine Nachschrift vom 27. März berichtet, daß bei dem Epileptiker nach 10 Tagen Pause die Anfälle wiederkehrten, so daß also von Heilung noch nicht die Rede ist, aber die Beeinflussung durch Terpentin ist jedenfalls sehr merkwürdig, und nöthigt zu weiteren Versuchen.

**Wurmfamen und Spulwürmer.** Herr Dr. Thilenius in Wiesbaden schreibt mir: „Nachdem ich in der 6. Lieferung Ihrer Entdeckung der Seele den Passus über die Wechselwirkung der *Brayera anthelmintica* und des Bandwurms gelesen, möchte ich Ihre Aufmerksamkeit auch der



Cinna oder dem Santonin (Spezifikum des Wurmsamens) zuwenden. Ich habe gefunden, daß die Krankheitsbilder, welche die physiologische Prüfung des Santonins an Gesunden ergiebt, sowie die toxikologischen Erscheinungen (Beides nach Husemann Arzneimittellehre und Toxikologie) sowie andererseits die Symptome der Askaridenbeschwerden oder überhaupt der Helminthiasis nach Niemeyer-Seitz (also die beiderseitigen Symptomenkomplexe nach zwei allopathischen Autoritäten ersten Rangs) sich gegenseitig fast wörtlich decken. Woher also das antidotarische Verhältniß?"

Hiezu bemerke ich (Jäger): diese Mittheilung gibt mir einen äußerst werthvollen Einblick in das Wesen der Parasitenvertreibung. Die Erklärung ist sehr einfach: Die Krankheitserscheinungen, welche die Askariden hervorbringen, erzeugen sie durch ihre Ausscheidungsstoffe, unter denen natürlich ihre Exkrementdüfte, resp. Verdauungsdüfte die wesentlichsten sind, und diese stellen für den Produzenten, d. h. den Wurm genau so das Selbstgift vor, wie es unsere Rothdüfte für uns thun. Wenn nun das Spezifikum des Wurmsamens auf den Wirth des Wurmes genau so wirkt, wie das Wurmselbstgift, so wirkt es für den Wurm selbst ebenso als Ekkelstoff und Gift wie der eigene Rothduft. Deshalb vertreibt es ihn.

### Briefkasten.

An Mrs. A. Sch. Ich gebe zu, daß die Aufnahme des fraglichen Gedichtes in das Monatsblatt für Leute strengster Richtung nicht angenehm war, allein mein Blatt darf nicht so exklusiv und rein sachlich sein, daß es auf den Scherz verzichtet, wenn er von einer Seite kommt, die so viel zur Förderung unserer gemeinschaftlichen Sache beiträgt. Ich werde mich übrigens bemühen, mich weiter in der Kunst auszubilden, es allen meinen Lesern recht zu machen, muß aber entschieden auf etwas Toleranz rechnen.

### Jocus.

Zwei Stegreifgedichte von D. S., verfaßt während des Abschiedstrunks nach Dr. G. Jäger's Vorträgen in Hamburg-Altona:

à la Klapphorn.

Zwei Jäger giengen durch den Wald,  
Den Einen froh, denn es war kalt;  
Der Andre fühlt sich mollig,  
Seine Kleidung war rein wollig.

's gibt kein schön'res Leben  
Als das Jägerleben  
Wie es Herr Professor Jäger schuf,  
Sich in Wolle kleiden,  
Die Erkältung meiden  
Ist ein schöner, herrlicher Beruf!

Weißes Leinen lassen,  
Schwarze Fräcke lassen,  
Vorwärts für Gesundheit ungestüm.  
Des Normalkleids Schöne,  
Tragt es Deutschland's Söhne,  
Und Ihr habt ein deutsches Nationalkostüm.